

Isa von Pogwisch.

Novelle von Hermann Heiberg.
(Fortsetzung.)

Und Du liebst das Mädchen, die Inge Mars-
holm, Better?" fragte Henning, das Ge-
schehene des Näheren erörternd, forschend,
und strich den rothen Bart.
"Ja," erwiderte Andreas Bernstorff
mit tiefem Ernste und rückte, um gleichsam das Bekennt-

niß seiner Seele durch einen abermaligen Trunk zu
erleichtern, seinem Verwandten zum Einschenken den
silbern ciselirten Becher hin.

Und "Ja," wiederholte er. "Ich liebe sie mit
solcher Innigkeit, daß ich demjenigen meine Seele ver-
schreiben könnte, der mir schon heute das Mädchen in
die Arme führe!"

"Hm, — hm," machte Henning, und ein eigen-
thümlich lauernder Zug flog über seine Züge. "Da
heirathe sie doch! Wer hindert Dich daran?"

"Wer mich daran hindert?" gab Andreas überrascht
zurück und sah seinen Better in die nun wieder ruhig
blickenden Augen. "Bin ich doch der Krähe Zwilling-
bruder draußen auf dem Felde, — habe weder Heimath
noch Geld!"

"Bah!" stieß Henning heraus, schenkte den letzten
Rest aus der Flasche und befahl neuen Wein, in-
dem er mit hartem Haden-Stoße die eichene Diele be-
arbeitete, welchem Kuße der draußen wartende Hans
Thorde sogleich Folge leistete.



Die Molkerei „Victoria-Park“ zu Berlin. Von W. Wagner. — Siehe Seite 19.

„Dein Vater, der Staller, Andreas, hat so viel Geld, daß er den Markt-Platz in Husum dreimal mit dänischen Specieshaltern pflastern kann. Und einst gehört Dir ja doch Alles, — so fordere es jetzt!“

„Du willst Deinen Spott mit mir treiben,“ erwiderte Andreas fast unmuthig. „Mein Vater? — Eher fällt der Mond in die Nordsee und badet sein bleiches Gesicht, als daß mein Vater in solche Verbindung willigt, und eher schlägt er sich die Hand ab, als daß er von seinem Willen läßt.“

„Du meinst?“

„Er will, ich soll die Universität absolviren, und wenn's geschehen und ich im Amte bin, mich umsehen unter dem vornehmen Adel im Lande. Jsa von Pogwisch wäre nach seinem Sinne. Eben verließ sie uns mit ihrer Mutter; sie waren gekommen, um meines Vaters Geburtstag zu feiern, zu dem ja auch Du, Henning, Gruß und Präsent sandtest. Meine Mutter hat sie nicht minder in's Herz geschlossen, als er, und wahrlich, wenn's nicht Juge Karsholm wäre, sie erschiene mir als der Stern am Himmel meines Glückes!“

„Ja, ja! ich weiß!“ stand in Henning's Zügen geschrieben, und seine Lippen zitterten und schienen dieselben Worte mit heißem Grimm zu wiederholen. Aber Andreas sah's nicht, denn eben kreischte der gelbe Papagei mit dem rothen Kopfe: „Hüte Dich, — hü—te Dich —“ Klang's unheimlich mahnend aus der Kehle des Thieres.

Henning sprang empor und warf ein schweres, buntgewirktes Tuch über das Bauer.

„Schlaf, Unke! Schweig' bei der Nacht!“ rief er, trat zornig wieder an den Zechtiß, schenkte Andreas ein und sagte, sich zurücknehmend und unter dem hell zugewandten Lichte des Gastes Züge beim Sprechen beobachtend:

„Neden wir einmal anders, Andreas. Du weißt, ich halte von Dir so viel, als siehst Du mein Bruder, und ich möchte Dich glücklich machen. Auf Kopenhavn biete ich Dir Wohnung und Lebens-Unterhalt, wie es ein Edelmann braucht. Du magst hier, da ich meistens fort bin, nach dem Rechten sehen. Ich unterweise Dich, und mit meiner Leute Hilfe wirst Du mir den Besitz verwalten, als sei ich's selbst. Das Schloß hat herrliche, wohlengerichtete Gemächer. Nur die Fenster und Thüren braucht man aufzustößen, um Staub und Motten in die Flucht zu jagen. Da kannst Du schalten und walten mit Juge Karsholm, und den Priester schaffe ich Dir auch, der Eure Hände in einander legt.“

Mit ungemessenem Erstaunen hörte Andreas, was sein Verwandter sprach, und fand auch nicht gleich eine Antwort.

„Du malst schöne Bilder an eine hellleuchtende Wand!“ stieß er endlich heraus. „Man könnte glauben, die Nacht sei im Wachen über uns gekommen und gaulerte mir süße Träume vor!“

„Keine Träume, Wirklichkeit, wenn Du willst,“ entgegnete Henning, schob den Eichenstuhl vom Zechtiß mit scharf polterndem Geräusch und streckte die starken, fast plumpen Beine seiner mächtig gedrunghenen Gestalt von sich.

„Ich mache nur eine Bedingung!“

„Eine Bedingung?“ gab Andreas, nun endlich aufmerksam werdend, zurück, und seine schwarzen Augen hefteten sich mit unruhiger Spannung auf die verschlossenen Züge seines Vetter's.

Aber bevor Henning Bodwaldt Antwort zu geben vermochte, sprang plötzlich sein riesiger Hund Olaf unter dem Tische hervor und bellte so fürchterlich, als sei ein böser Geist in's Zimmer geschlichen.

„Ah, — Bestie!“ rief Henning wüthend bei der abermaligen Unterbrechung, und ein Fußtritt traf das erschreckende und sich kurrend zurückziehende Thier. „Was heult Ihr Alle! Schlaft! Es ist Nachtzeit. — Am Tage geht Euren Grillen nach!“

„Wohl,“ begann er dann abermals. „Ich mache zur Bedingung, daß Du Jsa von Pogwisch entsagst für alle Zeit und mir das schriftlich giebst in aller Form Rechtens!“

Andreas warf das Haupt zurück und sah seinen Vetter fast mit einem Ausdruck des Schreckens an.

„Auf Jsa, — verzichten, — und schriftlich geben —? Ich verstehe nicht, Vetter. Erkläre mir, Welchen Werth hat das für Dich?“

Da erhob sich Henning von Bodwaldt, stieß die breite Brust heraus, wühlte mit der Rechten in dem rothen Barte und sagte:

„Ich war um sie dieser Tage, als ich in Kiel war! Was Du verschmäht, das liebe ich! — Ich merkte ihr an, daß ihr Herz mit einem Anderen beschäftigt sei, und ich vermuthete, daß Du's wärest, der mit den schwarzen Augen sie umstrickt. Sieh, wenn ich vor sie hinträte und ihr sagen kann: —“

Doch Andreas unterbrach des hastig Sprechenden Rede in fast überhehrlicher Offenheit:

„Gemach, Vetter,“ fiel er ein. „Ich möchte Dich vor einer Enttäuschung bewahren. Jsa weiß, daß ich

Juge Karsholm liebe und daß ich sie zu meinem Weibe machen will.“

Aber Henning Bodwaldt bewegte unter dem üppigen, struppigen Barte nur die Lippen, und Andreas' Rede machte durchaus nicht den Eindruck auf ihn, den Jener erwartet zu haben schien.

„Was kriecht nicht über den Strand und verfehlt doch den Weg,“ gab er zurück. „Männer und Frauen haben ihre Launen wie der Wind. Was Deine Feder aber schreibt, das wirst Du halten; ich weiß es, und erst dann steigt Hoffnung, mit Sicherheit verbunden, für mich selbst auf.“

Andreas wollte abermals seinen Verwandten unterbrechen: eher schmiedete man Berg und glühend Eisen zusammen, als Henning Bodwaldt und Jsa von Pogwisch. Aber der Einwand, der sich ihm auf die Lippen drängte, konnte verkehrt gedeutet werden, und so schwieg er; dann sagte er nur:

„Du mußt's wissen, Henning, da Du sie sprachst! Und so sage ich Dir denn: wenn Du mir Hilfe leihst, jag' ich die Jurisprudenz zu allen Teufeln, werde Landmann und will Dir Deinen Besitz verwalten, ehrlich und nach bestem Können. Und wenn ich Juge zum Traualtar geführt, bedarf's keines Schriftstückes. Dein Wille geschieht Dir von selbst!“

„Nein, halt!“ rief Henning und griff wieder nach dem Becher, trank mit scharfem, kurzem Zuge und wuschte den triefenden Bart mit einem holländischen Leinentuch ab, das er aus der Brust zog. „Ein Schriftstück verlange ich. Giebst Du es mir, dann setze ich Dich für zwölf Jahre unklünder ein als meinen Verwalter mit dem Gehalte Deines Vaters, des Stallers, und bedinge mir nur zu meiner Verfügung die Zimmer aus, die ich jetzt bewohne. Wird Jsa mein, will ich, sofern ich nicht im Auslande weile, auf meinem anderen Besitze in Schwansen, in Ahlfeldhof, fortan wohnen.“

Nun knurrte Olaf wieder unter dem Tische, und es schien auch, als ob etwas raschete im Kamin. Aber es war wohl nur der harte Wind, der aufgefunden und durch den Schornstein schraubte.

„Still, — ruhig, Olaf!“ herrschte Henning. Jetzt war's wieder still, aber Keiner nahm das Wort. Henning wartete, und Andreas blickte mit ernstern, zerstreuten Augen vor sich hin.

„Nun, Vetter! Was zögerst Du?“

Andreas schüttelte das Haupt.

„Es widerstrebt mir, ein Schriftstück zu geben in solcher Herzenssache! Heißt's nicht Schacher treiben? Wie sieht mir das Recht zu? Ich kann Dir sagen, und ich halte mein Wort, daß ich auf Jsa verzichte, da ich nur Eine liebe: Juge Karsholm. Das muß Dir genug sein!“

„Gut! So schwöre!“ rief Henning und stellte sich vor seinem Verwandten auf. Es war, als sei ein unheimlicher Geist plötzlich dem Erdboden entstiegen und wolle sich eine Menschenseele erkaufen durch Pacten und Listen.

Also war auch Andreas zu Muthe, eine Stimme rief ihm zu: „Thu's nicht, thu's nicht!“ Und „hüte Dich, — hüte Dich!“ glaubte er auch wieder den Papagei schreien zu hören; doch flüsterte wiederum eine andere Stimme: „Juge wird Dein! Auf freier Flur und grünem Felde kannst Du fortan Dein Leben Dir einrichten, auf Deinem Hengst wirst Du Dich tummeln und Hirsche pürschen. Der frohe Hahn wird Dich wecken am Morgen, und die Ruhe, die die Natur ausathmet, wird Dir sanften Schlaf auf die Augen drücken.“ Andreas haßte das Studiren, das Schreiben und Lernen, insbesondere war ihm die spißfündige Jurisprudenz verleidet.

„Gieb Zeit bis morgen,“ hob er endlich an, „dann will ich Dir künden, was ich will und kann. Und noch eins: sagen will ich's Jsa selbst. Du hast mein Wort, ich spreche für Dich.“

Aus Henning's Augen sprang's, als ob Funken aus heißem Eisen blitzen. „Wohl, es sei. Möge die Nacht Dir Gutes einhauchen, mein theurer Vetter. Und habe Dank, — nicht wahr, Du verstehst, daß man Jsa liebt?“

„Ja, ich verstehe,“ sprach Andreas stark betonend, und als nun das Zeichen mit der Hade wieder ertönte, erschien Hans Thorde mit den goldenen Wandleuchtern und geleitete Andreas Bernstorff hinüber in seine Gemächer. Während er aber in dem seidnen Himmelbett ruhte, hörte er noch im Traume den Papagei schreien: „Hüte, — hüte Dich!“ und das „Schweig, Unke!“ aus Henning's Munde.

Eine halbe Woche nach dem Borerzählten beschritt Andreas Bernstorff die hohe, geschweifte Sandsteintreppe, die zu dem palastähnlichen Wohnhause der Freifrau von Pogwisch in der Holstenstraße zu Kiel führte, und zog zweimal stark an der mit einem kleinen, messingenen Löwenkopfe geschmückten Klingel.

Zwischen Henning von Bodwaldt und ihm war am

kommenden Morgen nach ihrem Beisammensein verabredet worden, daß er, Andreas, den Brautwerber bei Jsa für Henning machen, während der Letztere sich nach Husum begeben sollte, um den Staller für Andreas' Pläne zu gewinnen. Ein junger, eifertiger Diener öffnete dem Studenten alsbald die Thür, erklärte aber, daß nur das Fräulein anwesend sei. Günstigeres konnte Andreas nicht geschehen; fast drängend schickte er den Diener mit der Anfrage fort, ob er vor Jsa erscheinen dürfe.

Aber statt des Abgesandten trat sie selbst auf den geräumigen, kalkweiß gestrichenen, mit alten Oelgemälden in schmalen Rahmen geschmückten und mit geschnittenen Schränken versehenen Flur, eilte wie eine Schwester, die den lange entbehrten Bruder bewillkommnet, auf Andreas zu und wehrte ihm ab, als er sich auf ihre Hand, der ein zarter Weichenduft entströmte, herabbeugen wollte.

„Die Freundschaft entledigt sich der förmlichen Ceremonien,“ rief sie. „Willkommen, willkommen, mein lieber Vetter! und ich bitte, tritt in mein Gemach, da plaudert sich's ungestört.“

Unter diesen freimüthigen und zärtlichen Worten zog sie ihn in ein sanft erwärmtes Zimmer nach dem Garten, in das auch eben die Herbst-Mittagsonne ihre Strahlen sandte und alle Dinge in eine helle, das Auge erquickende Beleuchtung stellte.

Das Gespräch, das sich zwischen ihnen entwickelte, behielt auch anfangs den unbefangenen Charakter. Sie scherzten, lachten und neckten einander, wenn auch in ihren Herzen viel Ernstes sich verbarg; aber doch war's nicht gezwungen, sie freuten sich ihres Wiedersehens wie zwei gute Kameraden. Erst als Andreas erwähnte, daß er auf seiner Reise von Husum die Nacht auf Kopenhavn zugebracht, verfinsterten sich Jsa's Mienen, und als er, da er absichtlich das Gespräch auf Henning geleitet, fortfahren wollte, unterbrach sie ihn und sagte: „Neden wir nicht mehr von ihm. Er ist für mich Regen, Sturm, Gewalt, Nacht und Unheimlichkeit zugleich. Schon bei seinem rothen Barte schaudert mich, und wenn ich seine Stimme höre, ist's mir, als ob die Falschheit Gestalt und Sprache angenommen habe.“

Nun war's an Andreas, das Haupt zu senken und wortlos vor sich nieder zu schauen.

„Was ist? Was ist?“ rief die liebevolle Jsa erschrocken und griff nach Andreas' Hand. „That ich Dir weh, weil ich meinem Abscheu Worte verlieh? O, verzeh, ich wollte Dich nicht kränken! Sicher hätte mein Mund geschwiegen, wenn ich hätte ahnen können, daß Ihr so enge Freunde seid, — freilich,“ — unterbrach sie ihre Rede, — „wie kann man ihm Freund sein? Ich bitte Dich, Andreas, hüte Dich! hüte Dich!“

Unwillkürlich zuckte der Student zusammen. „Hüte Dich, hüte Dich!“ murmelte er, rief auch in der Nacht in Kopenhavn der gelbe Papagei.“ Dann aber, das Haupt erhebend, sprach er: „Ich will Dir Alles sagen, Jsa, ohne Umschweife. Höre mir zu, wennschon ich Deine Antwort weiß nach dem, was ich eben vernommen. Henning Bodwaldt liebt Dich und möchte Dich zu seiner Frau machen. Er versprach mir, die Wege zu ebnen zu dem Köstlichsten, was mir auf Erden werden kann, wenn ich ihm die Kunde bringen würde, Du seist ihm so wohl geneigt, wie er Dir. Ich konnte nicht wissen, wie es in Deinem Herzen aussah, und da es sich um so Großes für mich handelte, willigte ich ein. Doch ich wiederhole, Du hast mich bereits belehrt, und zum ersten und letzten Male habe ich gesprochen.“

Jsa war bei Andreas' Rede in den seidengeblühten Sessel zurückgesunken und hatte anfangs nur mit stummem Ausdruck dem Inhalte seiner Rede zugehört. Später aber legte sich eine fürchterliche Spannung in ihre Mienen und ihr Angesicht erlebte.

Um völlig Klarheit zu gewinnen, umging sie den Kernpunkt der Rede und sagte forschend, mit mühsam fester Stimme: „Er versprach Dir, die Wege zu ordnen zu dem Köstlichsten, was Dir auf Erden werden kann, Andreas? Wie soll ich diese Worte deuten?“

Andreas zauderte, es widerstrebte ihm nur zu sehr, den Handel zu verrathen, den ihm Henning hatte aufdrängen wollen, und nicht sogleich fand er eine zarte Form zur Einleitung seiner Worte, ja, zuletzt erschien ihm eine Erklärung überhaupt so unmöglich, daß er emporsprang, gleichsam dadurch jeden Zweifel abzuschütteln suchte und ausrief:

„Nein, nein, lassen wir Alles, Jsa! Vergiß, was ich sprach, und glaube nur Eines: lieber möchte ich mir ein Leid anthun, als daß ich Dich auch nur durch einen Gedanken kränke, Dir gar ein Weh zufügen möchte! Du hast Dich gegen Henning entschieden, dadurch ist Allem der Boden entzogen, und es bleibt nichts zurück, als die Bitte, Du wollest mir nicht zürnen, daß ich mich zum Ueberbringer seines Antrages machte!“

Jsa sah vor sich hin, und ihr feiner Körper zog sich in Schmerzen zusammen; was ihr geahnt hatte,

wußte sie nun. Wenn sie sich preisgab, konnte sie ihn, — Andreas, — glücklich machen —

Nun eben trat auch die Freifrau, noch angehaucht von dem frischen Odem der Herbstluft, in's Gemach, und als sie Beide beisammenstand, flog ein Ausdruck von Ueberraschung und Befriedigung zugleich über ihre Züge. Sie überschüttete Andreas, der sich rasch ihr zugewandt und auf ihre Hand herabgeneigt, mit artigen Worten der Bewillkommung. Ueberdies nahm sie bald die Gelegenheit wahr, ihn zu einem Feste zu laden, das sie dem Adel der Stadt und Umgegend in kurzer Zeit zu geben gedonnen war, und stellte die Bitte an ihn, Spiel und Tanz leiten zu wollen.

Ja seufzte leise auf, wandte sich ab und schaute in den Garten. Andreas sah, daß ihr Körper zitterte, und er wußte, was in ihr vorging. Aber um den Eindruck des stattgehabten Gespräches zu verwischen, verneigte er sich lustig und rief:

„Wenn ich's Ihnen und meiner schönen Cousine recht mache, von Herzen gern! Den ersten Tanz, Ja, nicht wahr, den darf ich mir schon heute erbitten. Wir wollen fröhlich sein, und was durch die Luft weht und uns nicht gefällt, das sei abgethan für immer!“

Sie sah ihn an mit raschem Blicke, aber ihr Lächeln war nur allzu traurig und gezwungen.

Nach diesen Ereignissen waren zwei volle Jahre vergangen. Auf dem Schlosse von Ahlfeldhof, dem Gute Henning von Bodwaldt's in Schwansen, herrschte unruhiges Leben. Diener ließen die großen Treppen auf und ab. Mägde tummelten sich; in Küche und Keller wirtschafteten die Köche mit ihrem Hülfspersonal bei Braten und Gemüsen, und Thorde war eben beschäftigt, im großen Saale mit einem Jäger den Tisch zu decken, weißes Leinen darüber auszubreiten und ihn mit blinkendem Glas und Silber zu besetzen. Henning gab ein Fest, zu dem er seit Wochen die Einladungen hatte ergehen lassen. Es war das erste seit seiner Heirath mit dem schönen Freiräulein Ja von Bogwisch, mit der er in's Ausland gereist war nach der Trauung, und die er seit zwei Monaten als Herrin nach Ahlfeldhof geführt hatte.

Eben war Henning von einem Spazierritte auf die Vorwerke zurückgekehrt; noch standen die rauchenden und heißen Dampf aus den Rüstern blajenden Pferde, sein eigenes und das des Reitknechtes, vor der Schloß-treppe.

„Der Fuchs hat's an der Fessel! Gleich soll nachgeschaut werden, Christof!“ rief er herrisch dem Diener zu, der just die Thiere abführen und in den Stall ziehen wollte. „Und frag', ob der Bote von Rapsenholm zurück ist, und ob Antwort eingetroffen vom Grafen Bernstorff?“

Nun wandte er sich in seine Gemächer und betrat eine Viertelstunde später das Zimmer seiner Gemahlin. Ja, stand an dem hohen Fenster, das in die tiefe, erkerartig ausgebaute Mauer eingelassen war, und schaute hinaus auf einen von Gebüsch umgebenen Weiher, dessen Wasser sich silbern abhob gegen das Grün einer Wiese.

Die letzten weißen Schmetterlinge gaukelten auf dem stillen Fleck Erde auf und ab, und in den Kniden, die sie einriedigten, blühte verspätet noch ein rothes Köselein zwischen Dornen und Ruß. Auch eine kleine Eiche reckte ihr kräftiges Geäst empor und trug dichten Epheu, der sich bis an die Zweige emporgerant hatte. Hinter der Wiese und dem Weiher lag der Ausläufer eines großen Gartens mit beschnittenen Buchsbaum-Hecken, sorgfältig gehaltenen Wegen und herrlichen, dichten Boskett's. Ueberall war's schön in Ahlfeldhof; ein reicher, wohl der reichste und fruchtbarste Besitz in der ganzen Landschaft.

Oft schien's der Frau keine Wirklichkeit, daß sie in Wahrheit die Gattin Henning von Bodwaldt's geworden, desselben Mannes, der ihr unheimlichen Abscheu eingeflüßt schon beim ersten Sehen. Aber als sie noch geschwankt hatte, sich für Andreas zu opfern, war ihr ein Buch in die Hände gefallen, das sie in der Bibliothek ihres verstorbenen Vaters, des einstigen Landmarschalls und Kammerherrn von Bogwisch, gefunden, und in dem sie eine Geschichte hochherziger Entfagung gelesen, in der nachstehende Stelle sie besonders angesprochen hatte:

„Sie redeten von Liebe und wußten nicht einmal, was Liebe war. Da sagte er ihnen: Liebe sei höchstes Wünschen und Verlangen und äußerstes Verzichten und Entfagen. Jenes sei Leidenschaft, die verfliege und zer-gehe, wie die vom Sonnenstrahl getroffene Wolke, diese sei eine Felsenwand, die selbst die unterirdischen Geister nicht zu erschüttern vermöchten, wenn sie mit ihren furchtbaren Armen die Erdrinde emporzuheben suchten!“

(Fortsetzung folgt.)

Kadaver verboten.

Das neuzeitliche Molkereiwesen in den Großstädten.

Eine hygienische Skizze von Sanitätsrath Dr. Paul Niemeyer.

Siehe das Bild, Seite 17.



Die Kunst des naturgemäßen Lebens nenne ich Tugend, die Tugend des Körpers, und damit den Jubegriff und das Ziel aller practischen Lebensweisheit.“ Mit diesem Satze erhebt der ebenso gelehrte als weltkundige Hofmeister Arzt Dr. Neumann in seinem ausgezeichneten Werke von der Gesundheitslehre diese jetzt vom Streberthume viel umworbene Wissenschaft aus dem Dunkelreife des Laboratoriums wieder auf den ihr ursprünglich von einem Rousseau angewiesenen Sockel. Doch auch als akademischen Lehrzweig behielt ihr unser Altmeister, der kürzlich, — 3. December, — als Siebziger vom ganzen deutschen Volke aus vollem Herzen gefeiert Dr. M. von Pettenkofer mit dem Namen „Gesundheits-Wirthschaftslehre“ solch' höhere Stellung vor. Ich meinerseits rechtfertige bescheidenlich ebenfalls von diesem Standpunkte den von mir bei populärer Schreiberei am liebsten eingeschlagenen Weg: statt mit trockenem Verstande mich und die Leserschaft zu langweilen, den sichtigenden und anregenden Blick in's volle Menschenleben und wie es in seiner Art „wirthschaftlicher“ zu richten. Beginnen wir mit einem Plauderworte über die Hygic in Dienste der darstellenden Kunst.

Unter den zahlreichen, behufs leichter Verständigung mit Nebennamen belegten Madonnenbildern suchte ich mir beim Rundgange durch die alte Pinakothek von München das mit Nummer 324 versehene Gemälde von Rembrandt, „Die heilige Familie“, aus, um sie von diesem Standpunkte als die „hygienische Madonna“ zu kennzeichnen: das auf dem Arme der Mutter eingeschlummerte Jesuskind läßt eben die noch freisichtbare Brust los, während das Elternpaar strahlenden Auges sich am Anblicke des „Schlafslings“ weidet, eine Scene, auf die aus unseres Volkfram von Eichenbach's Parival die Schilderung von der Königin Herzjolyde und ihrem Neugeborenen folgender Kernspruch paßt:

Selber wolk' ihm Amme sein,
Die ihn in ihrem Schoße trug;
Sinnig sprach Frau Herzjolyde:
Auch die höchste Königin
Bot ihre Brust dem Jesuskind.

Gewissermaßen das weltliche Seitenstück, aber nicht ohne den Glorionschein einer echten und rechten „Landesmutter“, sah ich auf der Ausstellung italienischer und spanischer Meister im Wintergarten des Berliner Central-Hotels von 1883: Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, einem Straßenkinde die Brust reichend, Modellgruppe von Monari in Bologna (ob und wo mittlerweile in Erz oder Marmor aufgestellt, konnte ich nicht erfahren), ein Stoff, den ich aber schon 1868 von A. Liezenmayer in einem Wochenblatte bildlich dargestellt fand. Als „Gesundheitsheldin“ überhaupt, besonders was Fröhlichsein und Abhärtung gegen Erkältung betrifft, schilderte bereits Frau Ida von Düringsfeld im „Buche denkwürdiger Frauen“ diese Fürstin von urgermanischem Schrot und Korn. Hier seiere ich sie als Gattin und Mutter, welche in dreißigjähriger Ehe ihrem „Franz“ nicht weniger als sechzehn Kinder, nämlich sechs Söhne und zehn Töchter, schenkte und allesamt selbst stillte. Damit nicht genug, — sie bethätigte sich mit dieser Naturpende eines Tages auch als Mutter des Volkes im wörtlichen Sinne: im Lagenburger Parke, in Begleitung der den Baby Joseph tragenden Bäuerin und zweier Hofdamen lustwandelnd, stößt sie am Fuße einer Freitreppe auf ein eingeschlafen darsitzendes Bettlerweib, mit einem vergeblich nach Stillung schreienden Säuglinge im Schoße. Ohne Besinnen ergreift sie, trotz der finster und euseht dreinblickenden Begleiterinnen, das Wärmdchen und legt es an die eigene fürstliche Brust! Daß diese denkwürdige Scene auf dem neuen, großartigen Wiener Theresia-Denkmal nicht wenigstens im Reliefbilde verewigt wurde!

„Sohn und Feg der Kinderstube“, — mit dieser Unterschrift zeichnete das schwarze Gegenstück zu diesem Kaiserin-Mutterbilde in zwei hübschen Bildchen in Chodorow's Manner, der mir sonst noch nicht aufgestoßene und trotz Nachfrage an der Verlagsquelle nicht näher bekannt gewordene, aber wie es scheint, Berliner Maler Jury; das „Sohn“ allerdings noch als passende Illustration zu dem anderen deutschen Kernspruche:

Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung giebt,
Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.

Das „Feg“ dagegen zeigt eine junge Mutter mit einem Bude in der rechten Hand und einem seifen Tefelhändchen im Schoße, auf dem Boden Zeitungsblätter zerstreut, auf dem Fensterbrette Medicin-Flaschen, vom Säuglinge aber nur die hinter einem Vorhange hervorlugende Wiege! —

Den „Festuch bei der Wöchnerin“ malte Herr E. Cay aus Antwerpen in einem auf der Ausstellung der schönen Künste in Brüssel (1887) ausgehängten, von einer bekannten Zeitschrift kürzlich in einem großen Holzschnitte wiedergegebenen Bilde, vom hygienischen Standpunkte ein wahres Hohnbild auf das Gefühl der Mutterliebe in germanischem Sinne! Ein Prunkgemach in einem alterthümlichen Landgutsitze; in einer Nische die Beistelle mit der durchaus lebensfrischen Wöchnerin, einer Frau Gräfin, welche dem Herrn Grafen endlich den langersehten Stammhalter bescherte. In seidene Kissen gebettet, richtet sie den laut Text „beseeligten“ Blick auf den Liebling, der seinerseits — an der Brust einer neben dem Bette sitzenden Amme säugend schwelgt! Im Vordergrund: die zur Pflege herbeigeeilte Großmama, im Augenblicke dreien zum Wochenbesuche eingetretenen Freundinnen die Sonneurs machend, — alle Vier in so farbenglänzenden Gewändern paradiend, daß man im Geiste daran einen Judin'schen Schaufenster-Zettel „Chemisch gereinigt!“ zu lesen glaubt. „Alles im Schlosse,“ so liest man weiter, „athmet Entzücken und Freude über die Geburt des Erben.“ Sehr wohl! Unser hygienisch blickendes Auge aber wendet sich angesichts dieser Art von Kinderpflege lieber Bildern aus deutscher Meisterhand zu.

In der von Vendemann im Fries des Thronsaales vom königlichen Residenzschlosse zu Dresden al fresco gemalte Wochenstube gelten die in Wahrheit „beseeligten“ Blicke der Mutter dem von Gebatterinshänden eben fein sauber gebadeten,

vermuthlich lebhaft zappelnden oder freischendenden, ihr selbst zum Anlegen gereichten Säuglinge, und auch der Herr Papa ist strahlenden Antlitzes zugegen.

Albrecht Dürer's Holzschnitt „Mutter Anna nach der Geburt Marias“ zeigt außer dem, ebenfalls zum Baden fertigen Neugeborenen und der darüber schwebenden Engelsfigur zwölf, und zwar lauter weibliche Personen, wie die mächtigen Schlüsselbünde andeuten, aus dem guten Bürgerstande, darunter neben der Wöchnerin eine hoffende Mutter, alle in weitem, hellem, lustigen Raume voll Freude über die glückliche Ankunft des neuen Weltbürgers aus Kannen und Krügen jedenfalls etwas Anderes als Wasser trinkend.

„Im Kuhstall der Molkerei Viktoria-Parke zu Berlin!“ — Auf die Gefahr, Realist gescholten zu werden, muß ich, wenn auch nicht vom höheren Kunststandpunkte, so doch im Sinne hygienischer Kinderpflege, das mit jener Unterschrift in dieser Nummer enthaltene Thierstück dem gräßlichen Cabinetbilde vorziehen. Gleichzeitig erinnere ich daran, daß die gute, dumme Kuhstuh schon lange durch einen Meyerheim in der Genre-Bildmalerei geläufig wurde, nämlich durch die Stall-Scene, wo das von einer Mutter gemolkene Thier mittelst einer an seinen Schwanz befestigten Schnur die Wiege des Jüngsten „treibt“. Wir möchten indessen gleich bekennen: es kann die neuere Hygicine allerdings das Einwiegen der Kleinen in Schlaf als Regel nicht gutheissen, sondern muß als Fortschritt die Einführung des nur zum Zwecke der Ortsveränderung in Bewegung zu legenden, bis zum eintretenden Bedürfnisse durch einen feststehenden Korb vertretenen Kinderwagens begrüßen. Ebenso müßte das vorausgeschickte Lob des Selbststillens schon darauf vorbereiten, daß wir das Molkereiwesen, insofern es sich bei der Pflege des ersten Lebensjahres bethätigt, nur als einen Nothbehelf anerkennen. Glücklich Weise kann ich hier auch hinzufügen: wenn in der Art und Ausbildung, wie in der, vom Oekonomie-Rath Grub vortreflich geleiteten Molkerei Viktoria-Parke, betrieben, als den naturgemähesten und gezieltesten Nothbehelf behufs Auffütterung der die Mutterbrust entbehrenden Säuglinge oder „Fälschender“.

Nicht am Platze wäre hier eine Trauerrede über das Ammen-Anwesen, wie sie in beredten Worten nicht bloß bei religiösen, sondern lange vorher bei heidnischen Lehr-Schriftstellern zu lesen, und wie es noch heute bei den Naturböllern aus reiner hygienischer Tugendhaftigkeit als un-denkbar erscheint. Doch auch die heutige Grande Nation drückt ihm durch den Ausdruck allaitement mercenaire, im Gegenlatze zur sevrage (Päppel) einen sittlichen Mafel auf. Nur in der leichteren, hier angeschlagenen Tonart erlaube ich mir die Frage aufzuwerfen: nimmt sich solch' treuherzig blickender Muthstuhp nicht ansprechender aus, als das stupide Gesicht einer plumpen, im Flitterwerke „echter“ Landestracht aufgebauhten und umherlaufenden Spreewäldlerin-Amme? Und wenn sie auch das beste Wesen von der Welt ist, — mir kommt solch' Kostüm-Angehener immer wieder wie ein dem Panopticum entsprungenes Schaustück vor; ich kann dem Kleiderplunder höchstens die opportune Seite abgewinnen, daß er durch seine Auffälligkeit die Annäherung des Straßen-Courtmacherthumes erschwert! — Aus ähnlichen Gesichtspunkte erklärt sich's auch offenbar, daß die erste geschichtlich gewordene Amme, die der Römerkinder Romulus und Remus, Laurentia, von der Sage als leibhaftige Wölfin festgenagelt wurde.

Andererseits findet das Molkereiwesen sein klassisches Urbild in den Bierfählern, welche früher bei nothwendig gewordener Päppel statt der für Geld und gute Worte überhaupt nicht zu habenden Zweihänderinnen ausseheln mußten, und zwar zuerst in der von Viktor Hugo in den Roman und Meyerbeer auf die Bühne mit dem Namen Esmeralda eingeführten Ziege. Im Olymp jedoch diente das ununter Thier als Amalthea gleich dem Göttervater Zeus selbst als Amme und verewigte sein Andenken durch das von seinem Haupte stammen sollende Fälschhorn oder Amaltheum. Auch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden in einem Kinderpitale der Provence den Findlingen Ziegen gehalten, welche solch' Verständniß entwickelten, daß sie bald den ihnen zugewiesenen Säugling von selbst herausfanden und ihm sogar durch bequemes Anknüpfen entgegenkamen. Findet sich zwar heute noch in ländlichen Haushaltungen hier und da eine Esmeralda als Vorn für Flaschenmahrung, so paßt diese Wildart, genau genommen, wegen ihres zu starken Fettes, aber zu geringen Fudergehaltes erst für Säuglinge von sechs oder sieben Monaten. Vorher ließe sich eher noch die früher an manchen Orten übliche Gelmilch benutzen, deren längerer Gebrauch freilich auch auf Hindernisse verschiedener Art stößt.

Sehen wir uns nun schon aus äußeren Gründen so gut wie ganz auf das durch unser Bild in statlicher Auswahl vorgeführte Hornvieh angewiesen, so läßt es das Thier seinerseits auch durchaus nicht an innerlichen und nur ihm eigenthümlichen Vorzügen fehlen, kraft welcher seine Euter dem nun einmal auf solchen Ausweg angewiesenen Menschenkinde die seinem Ernährungs- und Geschmacksbedürfnisse allein am nächsten kommende „weiße Blutmischung“ bietet. Das ihr allerdings ebenfalls anhaftende Juviel von Fett und Zuwenig von Zucker, — wenigstens für den Säuglingsanfänger, — gleichen wir leicht durch Verbünnung einerseits und Anfüzung andererseits aus, und wenn wir uns zu lesterem Zwecke statt des landesüblichen Rohr, des Milchzuckers bedienen, so beugen wir auch der bei Flaschenkindern sonst leicht eintretenden Hartleibigkeit vor.

Wenn auch mit dieser Befürwortung nichts weniger als etwa eine hygienische Keuigkeit an sich vorgetragen werden soll, so liegt doch die Zeit noch kaum hinter uns, wo sich die liebe, gute Kuhmilch durch eine bunte Reihe von Erzeugnissen der chemischen Garltüche in flüssiger, eingedickter, gepulverter und sonstiger Form so weit verdrängt sah, daß man den Säuglingen beinahe jedes andere Erfagmittel, aber nur keine Naturmilch reichen zu wollen schien, und die Hausstandsküche förmlich das Ansehen eines Laboratoriums annahm. Lange währte diese Glanzzeit der Surrogatwirthschaft zum Glücke nicht, sondern rasch wuchs der von ihr geworfene Schatten gesteigerter Kindererkrankung und Sterblichkeit zu solcher Breite an, daß selbst den Schwärmern für chemische Forschung und Kunstfertigkeit die Augen aufgingen, und z. B. ein Sonderregger von einer unter der Kinderwelt unsichtbar wirkenden „Guilotine“ sprach. Wie ein Mann erhoben sich denn auch die deutschen Practiker, um auf verammeltem Arzetzutage (Juni 1883) folgende Erklärung zu veröffentlichen: „Nächst der Ernährung durch Mutter- oder Ammenbrust eignet sich allein gute Kuhmilch als Ersatz der Frauenmilch. Alle sogenannten Kindermehle mit Einschluß der Liebig'schen Suppe sind wegen ihres großen Stärkemehlgehaltes für die Ernährung der Säuglinge ungeeignet. Auch ist die Ernährung mit diesen Surrogaten viel kostspieliger als mit der theuersten Kuhmilch.“

Doch abgesehen vom Bedürfnisse der Flaschenkinder, gehen schon größere Kinder und vollends Erwachsene bei der Surrogatwirthschaft ja von vornherein leer aus, während auch in der Krankenbehandlung, Dank der in Fluss kommenden hygienischen Richtung, die Milchtrinkuren den Medicinuren schon den Rang abzulaufen beginnen, und selbst die gesunde, immer lebhafter vom hygienischen Hauche befehlte Großstädterin findet kein Arges mehr dabei, Milch zu — „kneipen“. Nahm sich auf der Berliner Ausstellung von 1883 der Zugang zu den paar Milchhallen gegen die Ueberfluthung des berühmten nassen Dreiecks zwar dürftig aus, so wurden doch immerhin an einer einzigen Stelle tagsüber 700 Gläser im Durchschnitte, Sonntags sogar bis 1700 verschänkt, und am 19. August mußte, weil „der Stoff alle“, schon um 7^{1/2} Uhr die Bude geschlossen werden!

Verläufig bemerkte ich auch schon lange die hygienische Wandelung, welcher sich, der gesünderen Geschmacksrichtung folgend, wohl oder übel jene biederen Schweizer fügten, die uns zur Sommerszeit mit fliegenden Koffenkurthänden zu beglücken pflegen. Müßten sie freilich äußerlich das Hauptgewicht nach wie vor auf Verzapfung des ecken Käsewassers legen, so verabreichen sie auch anstandslos am anderen Ende ihrer „Promenade“ die Vollmilch frisch von der Biege. Will ich meinerseits diesen Braven alles Gute gönnen haben, so muß ich doch auch feststellen, daß der Mehrtheil der Erwachsenen schon dem Geschmacks nach Kuhmilch am Besten behagt und bekommt. Dabei brauchen wir nicht erst den Anbruch einer Saison und die vorübergehende Zufuhr von echtem Schweizer Schläge abzuwarten, sondern ständig, im heißen Sommer wie im kalten Winter, Abends auch bei künstlicher Beleuchtung und sonstiger Behaglichkeit, erfreuen wir uns des Besitzes einer richtigen — Milchneipe!

die Hand bietet. Läßt sich dies Ganze von Gefäßen, Kessel, Gestell, Flaschen u. s. w. zwar auf den ersten Blick mehr wie ein Laboratorium an, so lernt man es doch alsbald als ein spielend zu handhabendes Küchengeräth erkennen, bei dem es nur auf ausgeübte Reinlichkeit bis auf's Kleinste ankommt.

Alles in Allem genommen, begrüßt die Hygiene in diesen, sich an den Mittelpunkten der Civilisation und inmitten des Straßengewühles in größtem Stile erhebenden Kofferei-Anstalten stolze Denkmäler der zur That werdenden und damit das Volkswohl an ihrem Theile lebhaft fördernden Gesundheitswirthschaft.

Nachdruck verboten.

Goldene Thränen.

Von E. von Wald-Redwitz

Hahin zogen sie, — trippel — trippel — trappel, — die kleinen und die großen, die blondköpfigen und die schwarzgelockten Mädchen des bescheidenen Städtchens. Wie das schwappte, wie das lichterete und lachte! Diese schritten feierlichen Ernstes neben einander her, Jene sprangen ausgelassen vorwärts, je nach Charakter und Temperament, — ein wenig mochte auch die Vorwärtsbewegung der kleinen Fräulein durch das mehr oder minder freudig oder bange klopfende Gewissen beeinflusst werden.

Dort das rothe, mit blühendem Gaisblatt umschlungene Piegelhaus, das so freundlich aus seiner grünen Umrahmung schaut, ist das gemeinschaftliche Ziel der Kinder, — die Schule, — die Schule.

Wiemann versucht, ein möglichst ernstes Gesicht zu machen, während er das Buch aufschlägt, nach welchem er die Geschichte vorträgt. So recht will's ihm aber nicht gelingen, den brumm-bäurigen Schul-Tyrannen herauszuföhren. Jugend will austoben, und wo das Toben unterjagt ist, wird's zur verbotenen Frucht, und die schmeckt ja besonders süß. Das weiß der gute Alte wohl, und während die beiden Ueberraschten noch immer niedergeschlagenen Blickes dasitzen, überfliegt ein freundliches Lächeln sein Gesicht.

Minchen ist ihm besonders an's Herz gewachsen, — das lustige, offene Kind mit den klaren, ehrlichen blauen Augen hat's ihm angethan.

Der kleine Vorkall wirkt unter den übrigen Kindern natürlich noch immer nach.

„Ha, — das war wohl Wasser auf Eure Mühle, — haha, — wie das wispert und lacht — und, —“ Herr Wiemann macht nun wirklich ein ernstes Gesicht, — noch ein unterdrücktes Klüßern, — und nun aufmerksame Stille. Bierzig Kinderaugen sind auf den lieben alten Lehrer gerichtet, der sich noch einmal räuspert und dann beginnt:

„Wo sind wir in der letzten Stunde stehen geblieben?“ — Zwanzig Hände fliegen in die Höhe und zappeln in der Luft.

„Ich! — Ich! — Ich! — Herr Wiemann, ich!“

„Caroline?“

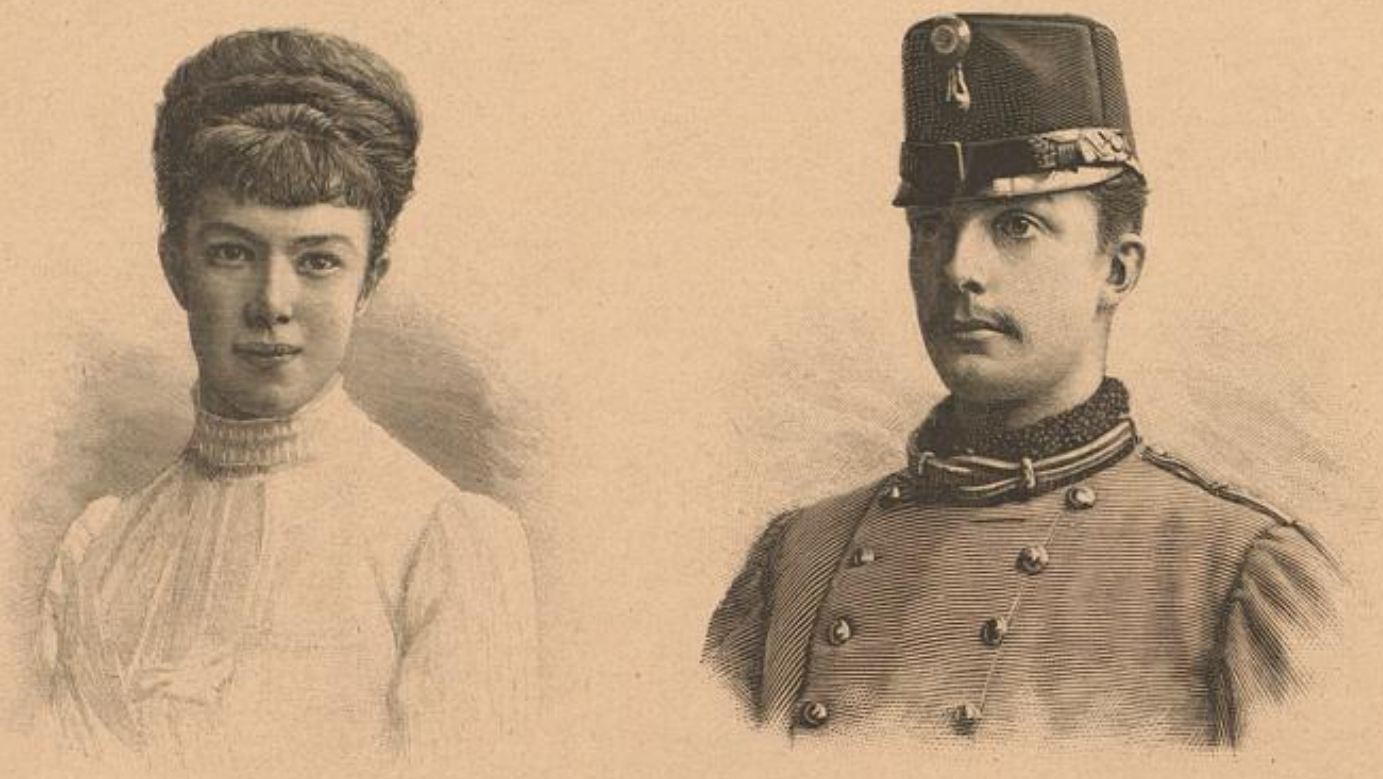
„Wir sind in der letzten Stunde bei dem trojanischen Kriege stehen geblieben.“

„Richtig. Wo lag die Stadt Troja? — Leonore?“

„Die Stadt Troja lag in Kleinasien, Kleinasien aber ist eine Halbinsel —“

„Gut, — gut.“

„Kleinasien aber ist eine Halbinsel von Asien. Asien aber ist ein —“



Erzherzogin Marie Valerie und ihr Verlobter, Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich. — Siehe Seite 23.

Insofern man dabei an ein frisches, fröhliches, gemein-james Einnehmen eines flüssigen Nahrungs- und Genußmittels denkt, stehe ich schon darum nicht an, hier das derbe Wort „Kneipe“ in den Mund zu nehmen, weil damit der dem Ausdrucks „Milchkur“ anhaftende Beiklang nach Apotheke beseitigt wird. Nur einen Fuß auch braucht man in's Innere des auf der ersten Seite dieser Nummer abgebildeten Gebäudes zu setzen, um darin eine Räumlichkeit zu erkennen, welche in ihrer Art in Sauberkeit, Ausstattung und Bedienung mit unserer jetzt im männlichen Aneipenleben obenanstehenden „stilgerechten Bräus“, vor Allem aber in „Echtheit des Stoffes“ weiteifert. Bleibt dabei auch nicht die Gleichartigkeit der Preissteigerung aus, so kann es uns doch auf dreißig Pfennige für ein volles Liter echter Schweizermilch ebensowenig ankommen, wie auf fünfzig Pfennige für ein dito echten Münchner Bräus, bei dem es als erstem und letztem Trunk in einer Sitzung nicht einmal immer bleibt.

Was nun uns Großen für uns nicht zu theuer, das sollten wir erst recht unseren Flaschenkinder zuwenden, für welche schon vom Gesichtspunkte der Gesundheit nur „das Beste gut genug“ sein kann, und während beim Biergenusse die Kostenpunkt-Frage immerhin nach Geschmack und Mitteln beantwortet werden mag, da ja jetzt bekanntlich alle Bräue an verhältnißmäßiger Güte mit einander weiteifern, giebt bei der Wahl der Kuhmilch als ausschließlichen Nahrungsmittels die Echtheit und mit ihr der höhere Preis den hygienischen Ausschlag. Gerade das früher von den fliegenden Milchhandlungen betriebene Unwesen in Lieferung möglichst billigen Bezuges leistete der, wie wir oben hörten, gleichwohl viel kostspieligeren Surrogat-Wirthschaft Vorkub. Von diesen neuen, mitten unter uns heimischen Koffereien aber beziehen wir die Kinder-nahrung aus erster natürlicher Quelle und, insofern sie über die Straße befördert wird, in verbürgt sauberer, unverfälschter Gefäßfüllung. Andererseits gehört freilich zweitens dazu, daß auch der Hausstand in richtiger Behandlung und Aufbe-wahrung seine Schuldigkeit thue, eine Aufgabe, zu deren vollkommener Lösung der Münchner Hygieniker Dr. Soghl mit seinem vorzüglichen Milch- und Bewahr-Apparate bestens

Nicht wahr, da hat das liebe Gewissen doch wohl ein Recht, ein wenig zu pochen? — hm — hm — ja — ja — je nachdem, — so ganz fest sitzen die Vocabeln noch nicht bei Allen, — und der dritte Bers des Tauchers ist so ganz abentheuerlich schwer, — dazu noch gestern Mamas Geburtstag mit Chocolate, — wer sollte da daran denken, Gedichte zu lernen?!

Minchen Forberg natürlich hat gar keinen Grund, sich zu ängstigen; sie ist ihrer Sache sicher. Ein kleines, munteres Ding mit bildhübschen, ehrlichen blauen Augen. Der starke, goldblonde Zopf bewegt sich bei jedem Worte, das sie spricht, — und sie schwappt manches Wörtchen, — hin und her wie ein Pendel. Die kleinen Fühchen tragen sie schnell vorwärts; doch bald bleibt sie stehen, um Rosa eine ganz wundervolle Geschichte von Luie, ihrem Hunde, zu erzählen. Dann schießt sie plötzlich wie ein Pfeil vorwärts, — Blanka geht da, — und die soll den „Letzten“ haben. Da hat sie ihn schon, die Nichts-ahnende, — und nun läuft Minchen, — was hast du, was kannst du, — der Schule zu; die Röde und der Zopf fliegen um die Wette, die Schulmappe gleichfalls, — Fräulein Plauen, die bedächtige Stricklehrerin, wird beinahe umgerannt.

„Ach, entschuldigen Sie, Fräulein, — aber — aber — ach, du lieber Gott —“

„Unser Minchen hat's einmal wieder eilig!“ lächelt das gutmüthige Fräulein und schaut freundlich dem Blondkopfe nach, der eben im Klaffenzimmer verschwindet und mit der ehrbarsten Miene von der Welt ihren Platz einnimmt.

„Ach, Fräulein Plauen,“ und Rosa stürzt herein. Die gütige Strickseile ist heute wirklich vielen Gefahren ausgesetzt.

„Aha, — deshalb die wilde Jagd, — Minchen ist schon da!“

„Sie soll den Letzten wieder haben!“

Auch Rosa ist verwundet, — und nun beginnt das Haischen in der Klasse, — Minchen und Rosa hier, — Rosa und Minchen dort — eine oben, die andere unten und umgekehrt.

Da tritt Herr Wiemann ein, die Gesichtsstunde soll beginnen. Plötzliche Stille, — die beiden Kinder erheben sich, schamroth im Gesicht, und schleichen auf ihre Plätze.

„Natürlich Rosa und Minchen wieder, — nun, an denen bin ich die Tollheiten schon gewöhnt!“

„Genug, — genug. Setz' Dich nur, Leonore. Wodurch entstand der trojanische Krieg?“

„Der trojanische Krieg entstand dadurch, daß ein Jüngling, genannt Paris, schön von Gestalt, aber leichtfertig, die schöne Helena, die Gemahlin des Königs Menelaus von Sparta, raubte.“

„Richtig. Die Kämpfe um Troja haben wir auch gehabt, ebenso erwähnten wir des Agamemnon und des Achilles, Hektors Tod — und was war das Letzte, Louise Kessch?“

„Das Letzte war das Märchen von dem hölzernen Pferde.“

„Nicht richtig. Es ist kein Märchen, sondern, — Camilla?“

„Es ist kein Märchen, sondern eine geschichtliche Thatfache.“

„Gut, — was war es sonst noch, Fea?“

„Es war auch eine Heldenthat.“

„Eine Heldenthat, — nein, das eigentlich nicht. Was war es, Frieda Böhmer?“

„Es war eine Kühnheit.“

„Auch das, — aber ich meine noch etwas Anderes. Wer weiß es?“

„Ich!“ — „Ich!“ — „Ich!“

„Nun, Minchen, sage Du's!“

„Es war ein Unrecht.“

„Ein Unrecht, — nein, das war es nicht.“

„Doch, das war's.“

„Aber warum, Minchen?“

„Es war eine Kriegslift —“

„Na, das —“

Minchen ließ Herrn Wiemann aber nicht weiter sprechen, sondern fuhr fort:

„Und eine Kriegslift ist eine Lift, und eine Lift ist eine Lüge, und eine Lüge ist ein Unrecht, und Unrecht, der den Rath dazu gegeben hatte, war ein Lügner!“

„Oh, — oh!“ — „Nein, — nein!“ — „Er war ein sehr kluger Mann!“ ging's durch die Klasse.

„Aber doch ein Lügner!“ behauptete Minchen.

„Nein, Minchen, in diesem Falle ist es etwas Anderes, — er übte ja nur eine erlaubte Kriegslift.“

„Aber wenn eine Kriegslift eine Lüge ist, so kann sie doch nicht erlaubt sein?“



Holländische Fischerin. Von J. Weber. — Siehe Seite 23.

Herrn Wiemann setzte diese kindliche Logik einigermaßen in Verlegenheit.

„In diesem Falle, wo Ulysses den Sieg der Seinigen, also etwas Gutes damit bezweckte, müssen wir die Sache anders auffassen.“

„Jawohl!“ „Gewiß!“ „Natürlich!“ riefen die Schülerinnen durch einander.

„Aber man darf doch auch nicht lügen, wenn man etwas Gutes dadurch bezweckt?“

Herr Wiemann vermochte seine Schülerin nicht von seiner Ansicht zu überzeugen und setzte endlich, sie ihren Gedanken überlassend, den Unterricht fort.

„Minchen, Du?“ richtete er später eine Frage an sie. Die Kleine fuhr wie aus einem tiefen Traume auf.

„Ei — ei — Du hast nicht aufgepaßt! Woran dachtest Du?“

„An den Lügner Ulysses.“

„Aber Minchen!“ rief Herr Wiemann ungeduldig und hatte Mühe, das Lachen der ganzen Klasse zu dämpfen. Die Folgende konnte die Frage beantworten, und Minchen kam einen Platz hinunter.

Die anderen Stunden folgten. Auch hier war das Mädchen zerstreut; in den Pausen zeigte es nicht die gewohnte Heiterkeit. „Ach, die denkt gewiß noch an den klugen Ulysses!“ — Diese und andere Redereien ihrer Gefährtinnen, welche sie sonst handgreiflich gerächt hätte, ließ sie geduldig über sich ergehen.

Heute machte sie den Heimweg bedächtig, während sie ihn sonst in allen Gangarten, nur nicht im Schritt, zurücklegte. Daß ihr lieber Lehrer, der gute Herr Wiemann, auf den sie so fest vertraute, eine Lüge nicht für ein Unrecht hielt, das wollte ihr nicht in den Sinn.

Während des ganzen Tages war sie weit stiller als sonst.

„Bist Du krank, mein Herz?“ fragte die Mutter.

„Nein.“

„Wirklich nicht?“

„Wirklich nicht.“

„Daß Du vielleicht eine Unart begangen?“

„Gewiß nicht.“

Es dunkelte, — es wurde Abend, und die Mutter brachte ihren Liebling in's Bett. Minchen faltete die Hände

„Ich bin klein,
Mein Herz ist rein,
Soll Niemand drin wohnen,
Als Jesus allein. Amen. Ach!“

Dieses Ach entronn sich schwer ihren Lippen, es stammte — die Mutter fühlte es wohl, — aus einem bedrückten Herzen.

„Was ist Dir, Minchen?“

Da richtete sich das blonde Köpfchen aus den Kissen auf, und zwei gute, ehrliche blaue Augen ruhten fragend und zugleich voller Zuversicht auf den Zügen der Mutter.

„Ich habe mich heute mit Herrn Wiemann gezanzt.“

„Gezanzt? — Ein Kind kann sich doch mit seinem Lehrer nicht zanzen?“

„Doch — doch! — Er behauptete, eine Lüge wäre kein Unrecht.“

„Da irrst Du Dich, mein Liebling, das kann Herr Wiemann nicht gesagt haben.“

„Das hat er gesagt!“ — Und nun erzählte sie fliegenden Athems, mit erregter Stimme, gerötheten Wangen und glänzenden Augen den heutigen Vorgang in der Schule.

„Nun?“ schloß sie ihre Rede.

„Du sagst die Sache nicht richtig auf. Ulysses hat durch diese Kriegslüge seinem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen, also war sie etwas Gutes, — demnach kein Unrecht und Ulysses kein Lügner.“

Minchen starrte die Mutter an.

„Kein Unrecht!“

Das Köpfchen sank in die Kissen. Einen Augenblick war es still, — dann schlug plötzlich ein herzzerreißendes Schluchzen an das Ohr der Frau.

„Auch — Du, — Mutter!“

Zwei Kinderärmdchen streckten sich nach ihr aus, aber sie sanken wieder matt zurück. — Die Mitschülerinnen, — der Lehrer — und nun sogar die Mutter hießen eine Lüge gut! — Der Boden, auf dem Minchen bis heute so fest gestanden hatte, war plötzlich unter ihren Füßen fortgerissen. Wie haltlos, wie namenlos unglücklich kam sie sich vor!

Die Mutter stand dabei und war erschüttert. Hier galt es, einem Kinde den Glauben an das Heiligste auf Erden zu erhalten — an die Wahrheit. Järtlich beugte sie sich zu ihr nieder.

„Ja, mein Kind, Du hast doch Recht, — eine List ist stets eine Lüge — und eine Lüge ist ein Unrecht.“

„Und Ulysses war doch ein Lügner!“ rang es froh aus dem Kindermunde.

Minchen umarmte und küßte sie stürmisch, helles Glück lachte aus ihren Augen, und sie schlummerte engelsausst bis zum Morgen, während die Mutter eine schlaflose Nacht hatte. War sie doch von dem Pfade der Wahrheit, — wenn auch nur ein wenig, — abgewichen, um dem Kinde ungetrübt den Glauben an die Menschheit zu erhalten. Und doch freute sich die Mutter der Thränen, welche sie dazu verführt hatten, — waren es doch „goldene Thränen“ gewesen.

Nachdruck verboten.

Faschingsgeplauder.

Von Dasso Harden.



Carneval! Dui, wie das eine Wort die Geister antregt und die Füßchen in froher Erwartung klopfen — der Herrlichkeiten erbeben läßt! Wie es die Sprühfontänen des Humors entflammt und dem Frohsinn Schwingen verleiht!

Carneval!!! Auf! Küßt euch, ihr liebenswürdigen und liebenswerthen Frauen, ihr reizenden Mädchenblumen, den gütigsten und gnädigsten aller Prinzen würdig zu empfangen! Bindet ihm Kränze und streut ihm frische Blüten, dem hohen Gaste, und vor Allem weicht ihm ein sonniges Lächeln! Böse Jungen haben das häßliche Wort erfunden, daß Frauen thränen am unüberwindlichsten sind. Welcher Unsinn! Im Lächeln liegt die unwiderstehlichste Kraft der Frau, schelmischen Augen und lächelnden Lippen ist jeder Sieg gewiß, — besonders zur Carnevalszeit.

Aber auch ihr vom Sauerteig der Erde: ihr brummigen Ehegatten, küßt euch! Wehe, wenn Seine Hoheit auf euren Nieren auch nur eine Spur von Ernst oder Griesgram sieht: der Prinz hat gefährliche Trabantinnen, und er weiß sie vortrefflich gegen seine Feinde zu verwenden, — hütet euch also, — hütet euch!

Und ihr endlich, die ihr des Lebens höchstes Glück: ein liebendes Weib, noch nicht errungen habt, ihr Junggefallen, geht ernstlich mit euch zu Rathe: laßt den Stab und den Maasstrug zur Seite, haltet Heerichau über eure Glacés und Ladstiefeln und bringt Terpsichore eine Helatombe dar; die Liebliche ist des Prinzen treueste Freundin, sie sitzt oben an in hochheinem Rath, und Amors wohlbekehrter Köcher steht zu ihren Diensten. Ruhet die Zeit, nupet die Zeit . . . so lange es noch Zeit ist! Hippelstein und Bodagra, die beiden tüchtigen Kobolde, die dicht an des Prinzen Throne stehen, nahen sich sonst mit der Luittung über unbezahlte Hagestolzen-Steuer, ehe ihr es denkt. Die Hagestolzen sind die einzigen Narren welche der Prinz nimmer liebt.

Der Prinz Carneval! Wer seine Macht und Herrlichkeit nicht am sonnigen Rheine kennen gelernt, wer nicht im glücklichen Italien den Fasching durchstollt und mit vollen Zügen seine Gaben genossen hat, ahnt nichts von dem Freudenbringer und Sorgenbrecher. Er ist uns Norddeutschen zumal fremd, — oder richtiger, er ist uns fremd geworden. Im lebensfrohen Mittelalter, ehe die Gottesgeißel des dreißigjährigen Krieges Deutschland heimgeführt hatte, reichte das Reich des Prinzen durch alle deutschen Gauen; sind die alten Gebräuche des germanischen Julestes doch sicher ebenso gut Ahnen und Urahnen der heutigen Faschingschwänke, wie die Formen, die der Carneval den römischen Lupercalien und Bacchanalien entlehnte. Seine Hoheit ist ja kein Anderer, als der heitere Frühlingsgott, dem die lustige menschliche Schlanheit ein zeitgemäßes Mäntelchen umgehängt hat, den sie aus alten Ueberlieferungen wieder auferstehen ließ, damit er die Wochen vor der, von der Religion gebotenen ernststen Prüfungs- und Fastenzeit mit Scherz und Tanz, mit Liederklang und frohlichem Schmausen wärze. Man wollte sich schamlos halten für kommende Tage, und die Narren des Narrenkönigs haben es sicher schmerzlich empfunden, als eine hochwürdige Klerisei und wohlwühlende Obrigkeit den tollen Fasching, welcher ursprünglich vom Tage der heiligen drei Könige (dem 6. Januar) bis zum Aschermittwoch dauerte, mehr

und mehr beschränkte und schließlich bis auf die letzte Woche vor dem drohenden Aschermittwoch zusammendrängte: auf die „unlustige Woche“, wie man sie hieß. Den armen Laien erging es dabei noch schlimmer, als den geistlichen Herren, denn den Letzteren vergönnte ein besonderes päpstliches Breve, ihr Bacchanal schon zwei Tage vor dem der Laien, nämlich bereits am Donnerstag vor Fastnacht, — am sogenannten „Fassen-Fastabend“, — zu beginnen.

Deute steht in deutschen Landen der Rheingau und zumal Köln obenan im Phantasie-Reiche der glücklichen Karrethei. Seit 1823 ist hier der Carneval wieder zur echten und rechten Volkssache geworden. Wer das bunte Treiben in der alten RheinStadt aus einer trefflichen, farbenreichen Schilderung kennen lernen will, der nehme Dackländer's unverwüthlichen Künstlerroman zur Hand, — ein Meisterwerk in seiner Art, unerschöpflich an sprudelndem Reichtume toller Einfälle, wie der Carneval selbst. Auch in Oesterreich ist der Fasching eine „allgemeine Angelegenheit“, an der Alt und Jung, Reich und Arm seinen Antheil haben will und thatsächlich gewinnt. Das alle-

zeit tanzlustige Wien vor Allem scheint ein großes Vergnügungs-Etablissement geworden zu sein, — ein Wiener Wigbold hat den „Herrn“ Fasching ja nicht mit Unrecht als den „Mitbegründer des Lebvereins und Stifter aller Schulen, sowie der Lungenfucht, Doctor verliebter Mädchen, Sekretair der leeren Kasse und Vorstand aller lustigen Gesellschaften“ gefeiert.

Bei uns im kühler denkenden Norddeutschland erobert sich Prinz Carneval nur langsam seine Rechte zurück. Versuche, eine wirkliche, echte Carnevalszeit nach rheinischem Vorbild etwa in den norddeutschen Städten einzubürgern, sind wiederholt gemacht worden, aber immer kläglich gescheitert, — es ist nur zu wahr, daß der breiteren Schichtung unserer Bevölkerung der Sinn für die übervolle und im Grunde doch wirklich harmlose Karrethei auf immer abhanden gekommen scheint; der sonst so vielseitige Berliner zumal vermag, — vielleicht liegt dies auch im Wesen einer Millionenstadt an sich begründet, — dem Maskenscherz, dem von den Carnevals-Freunden ungetrennlichen Mummenspiel, keinen rechten Geschmack abzugewinnen. Was wir z. B. von öffentlichen Maskenbällen im Laufe langer Jahre in der Reichshauptstadt gesehen haben, zeugte von allem Anderen eher, als von dem übersprudelnden Humor und dem wirklichen Frohsinn, den Seine Hoheit der Prinz allein liebt. Köstliche Erinnerungen tauchen freilich vor mir auf, wenn ich einzelner Maskenfeste gedenke, welche die Herren von der Berliner Künstler-Schaft, welche die wackeren Brüder von der Schlaraffia oder die Genossen, so sich unter dem altschwärzigen Zeichen Toll Eulenspiegels scharen, mit Meisterschaft zu arrangiren verziehen. Auch diese Feste aber tragen, ich möchte sagen: einen internationalen Charakter; das typisch Locale, das dem Carneval sonst überall eigen zu sein pflegt und einen großen Theil seines Reizes ausmacht, fehlt meist auch in ihrem Rahmen.

Unser Fasching spielt sich im engeren Kreise ab, und hier gewinnt der heitere Fürst von der Karrethei Gnaden allerdings alljährlich sichtbar an Boden. Wir begrüßen es mit inniger Freude, daß das Maskenfest, der Kostümball mehr und mehr zu den regelmäßig wiederkehrenden Winter-Vergnügungen in unserer Geselligkeit gerechnet werden kann. Mit ihren tausendfachen Anregungen, ihren neckischen Scherzen, ihrer farbenfrohen Pracht bringen uns Maste und Kostüm einen immer frischen Pulsschlag in die oft leider nur allzu große Einformigkeit der Saison.

Ich sehe freilich im Geiste einige Mamas ernst die Köpfe schütteln und noch mehr Papas mit einer unnachahmlichen Bewegung des Absehens auf ihren Tresor deuten. „Sind wir denn Alle Nothschild, gehören wir denn Alle zu den glücklichen Jehntausenden, die ungestraft und ohne Schmerzen jede Tollheit mitmachen müssen! Ein Kostümball? Wir schaudern! Das wird ein theueres Vergnügen.“

Mit Verlaub! Sie sind im Irrthum, ungnädigste Frau Mama, gestrengster Herr Vater! Es ist zwar immer eine mißliche Sache, von dem leidigen Mammon zu sprechen, aber ich thue es diesmal mit gutem Gewissen: zu einem Maskenfeste, zu einem Kostümballe gehört weit, weit weniger Aufwand, als Erfindungsgabe, Geschick, Genügsamkeit und vor Allem das Beste: ein froher Sinn!

Darf ich mich allerunterthänigst einmal als einen Abgesandten des Prinzen Carneval betrachten und in höchstem Interesse ein wenig von einem harmlosen Familien-Masken-



hülle plaudern? Seine Hoheit geruhen mir ja sogar einen Künstler beizugeben, dessen trefflicher Crapon uns eine kleine Gallerie reizender Kostüme zur Verfügung stellt, die leicht auszuführen und des Gelingens sicher sind.

Ein rechtes Faschingsfest darf vor Allem nicht, wie man zu sagen pflegt, „vom Saune gebrochen“ werden. Ein einzelner lustiger Einfall läßt sich wohl improvisiren, ein Maskenball bedarf im Kleinen aber ebenso gut der eingehenden Vorbereitungen und Vorbereitungen, wie etwa im Großen der Carneval von Köln, dessen Anordnungen in schwierigen, wochenlangen Erwägungen von den hohen Räten der Karrethei festgestellt werden.

Es ist sicher ganz reizend, wenn man seinen Gästen eine gewisse allgemeine Directive für die Wahl der Kostüme geben kann. Ich erinnere mich entzückender Feste, bei denen auf den Wunsch des Gastgebers alle Eingeladenen etwa im Kostüm der Zeit Ludwig XIV., als Landleute oder als Handwerker erschienen, — ich werde stets mit Vergnügen eines Faschings-Balles des Wiener Alpenclubs gedenken, bei welchem alle Teilnehmer das schmale Gebirgs-Kostüm angelegt hatten, der Edelweiß-Strauß als Schmuck dominierte und fast ausschließlich tiroler oder steirische Tanz-Melodien erklangen. Aber gerade eine solche Beschränkung in der Kostümwahl legt den Gästen doch auch besondere Anforderungen auf, denen geschickt nachzukommen nun einmal nicht Jedermanns Sache ist, und die Gefahr liegt nahe, daß eine häßliche, langweilige Eintönigkeit Platz greift. Buntheit der Formen und Farben aber ist ein unbedingtes Erforderniß eines Fasching-Festes. Will man also eine Grenze ziehen, so empfiehlt es sich, dieselbe möglichst weit zu stecken, — man ist dann auch in der decorativen Umgestaltung der Wohnräume, welche gerade bei derartigen Bällen häufig nothwendig oder doch wünschenswerth erscheint, weniger gebunden.

Es empfiehlt sich ferner unter allen Umständen, für einige Pièces de resistance, wenn der Ausdruck erlaubt ist, frühzeitig Sorge zu tragen, die gleichsam ein Gerippe für den Verlauf des ganzen Abends abgeben sollen. Reist wird der möglichst bunt auszustattende, — aber nicht zu lang auszudehnende Cotillon den einen festen Punkt darbieten, eine oder die andere gut und exact einstudierte Kostüm-Quadrille wird sich zum zweiten, dankbaren Mittel gestalten. Ich möchte jedoch bei dieser Gelegenheit auch der guten, alten, wie mir scheinen will, in ungerichtfertiges Vergessen kommenden Liebhaber-Bühne ein wenig das Wort reden. Es findet sich bei einiger Uebersetzung und, wenn man nicht allzu schwerfällig sein will, überall ein Raum, welcher Thalia ein improvisirtes Heim gewähren kann, es finden sich überall Damen und Herren, die gern, sehr gern einmal den Musenjüngern von Verus in das Handwerk pfuschen, und es findet sich auch wohl überall eine geeignete Persönlichkeit, die mit Verständnis und der nöthigen Energie die Regie übernehmen kann. Um ein Stück braucht man nun wahrlich erst recht nicht in Verlegenheit zu sein, — ich möchte nur rathen, wenn die Aufführung einem Kostümballe vorhergehen soll, möglichst auch ein kleines Stück zu wählen, welches sich im Kostüm abspielt. Es giebt das dem Ganzen gleich eine anmutigere, frischere Färbung und unsere Damen und Herren bewegen sich leichter und ungezwungener in der Kleidung einer fremden Zeit (es braucht ja nicht gerade die antike zu sein), oder im Gewand des Senners und der Sennerin, als man gemeinhin glaubt. Auch lebende Bilder, die sich mit geringen Vorbereitungen stellen lassen, sind eine stets willkommenere Beigabe.

Aber das Alles genügt doch noch nicht ganz; die lebenswürdigen Gastgeber müssen sich unbedingt eines kleinen, festen Stammes wirklich origineller Masken und Kostüme versichern, sie müssen mit den eigenen Angehörigen und den engsten Bekannten des Hauses als verschwiegene Vertrauens-Personen berathen, sie müssen die Regie ihres Hauses in gewisser Weise selbst führen und sich ihr „Personal“ mindestens theilweise werden. Gelingt es z. B., eine wirklich humorvolle Persönlichkeit für die Rolle des Bierrots zu gewinnen, kann man sich eine neckische, heitere Columbine sichern, so ist damit schon nicht Unwesentliches erreicht, — ein einziges solches Märchen verbreitet unter Umständen eine Fülle von Uebermuth und Frohsinn über die ganze Gesellschaft. Auch das Mittel ist nicht zu verschmähen, den einen oder anderen Herrn, der über eine gehörige Dosis Wis und Satyre verfügt, und der in dem eingeladenen Kreise möglichst bekannt ist, zu veranlassen, während des Abends wiederholt das Kostüm zu wechseln.

Ein Wort noch über die Eintheilung und Ausschmückung der Wohnung. Ein Maskenfest verlangt freie, ungebundene Bewegung, — es muß Raum für dieselbe geschafft werden, möglichst viel Raum; jeder Winkel und jedes Winkelchen darf dazu herangezogen werden, die Thüren sind auszuhängen, die gesammte Wohnung muß gleichsam ein Ganzes bilden. Auf der anderen Seite soll man aber auch die Räume füllen. Wenn eine Uebersahl von Gästen sonst höchst unangebracht ist, auf einem Faschingsfeste kann man des Guten kaum zu viel thun; je gedrängter die Menge, desto ungezwungener giebt sich der Einzelne, frohe Ungezwungenheit aber ist ein unbedingtes Erforderniß jedes Masken-Scherzes. — Wenigen wird es freilich vergönnt sein, ihre ganze Wohnung für den Faschingabend decorativ umzugestalten, — nicht Jeder ist in der glücklichen Lage, wie einst einer der Berliner Geldfürsten, seinen Ballsaal in das Verdeck eines Vollschiffes zu verwandeln oder wie ein Anderer, seiner Behausung den völligen Anschein der Räume einer steirischen Gebirgschente zu geben. Auch hier läßt sich aber oft mit wenig Mitteln viel erreichen. Bei unseren Herren Künstlern von der Palette muß man in die Lehre gehen, um diese freilich nicht leichte Kunst zu erlernen, sie verstehen es, mit einigen Tannenbäumen, mit bunten Teppichen, Tüchern und Flaggen, mit Guirlanden und Kränzen von verschiedenfarbigem Laub, mit wenigen gewaltigen Pinselstrichen auf ordinärer Pappe und simplen Papier-Laternen wahre Wunderwerke hervororzubringen. Nicht der Reichthum der Ausstattung, der Geschmack muß das Beste thun und selbst Kleinigkeiten, ein einzelner origineller Einfall, wirken oft außerordentlich. Ein häßlich decorirtes Zelt als Buffet ist im Stande, mehr „Stimmung“ in eine Gesellschaft zu bringen, als das incalculable Souper, und ich erinnere mich noch gern eines Abends, — oder richtiger eines Morgens in einem gastlichen Hause, wo um die Stunde der Ballbeendigung

pötzlich zehn befrachtete Ganymeds ebenso viele kleine Rarmorische in den Saal rollten, die lebenswürdige Wirthin, mit den Tassen und den abgezählten Zunderstücken klappernd, die Buffet-Dame, der Hausherr den Zahlsteller improvisirte, und wir Alle, — es war in der Zeit der Einführung der Wiener Cafés in Berlin, — höchst lustig ein wenig Café Bauer spielten.

Frohliche Scherze, — glückliche Einfälle, — heitere Herzen, — frohe Gesichter! Das sind die obersten Grundbedingungen des Gelingens für ein echtes und rechtes Faschingsfest, nicht aber prunkvoller Luxus und goldglänzende Kostüme. Prinz Carneval liebt die schimmernde Pracht wahrlich nicht sonderlich, Freude und Frohsinn will er sehen, nicht glänzendes Gold und funkelnnde Edelsteine. Er ist ein arger Schelm, der lustige Fürst! Zwei strahlende Augen in einem jugendfrischen Mädchenantlitz sind ihm weit, weit lieber, als das kostbarste Diamant. — — — Warum soll ich's verschweigen, mir geht es wie ihm!

Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

G. von Wald-Zedtwitz. — Gewiß werden unsere Leserrinnen sich noch mit Vergnügen jener prächtigen, gemüthreichen, ein Stück Lebenshöflichkeit des Verfassers enthaltenden Novelle erinnern, die vor einigen Jahren unter dem Titel „Die Rose von Gorze“ in unserer Zeitschrift erschien. Major von Zedtwitz, der Autor dieser kleinen Erzählung, hat sich inzwischen auch die Gunst weiterer Kreise zu erringen verstanden. Den ersten, noch unter dem Pseudonym G. von Wald erschienenen Sammlungen meist militärischer Geschichten und Humoresken folgte bald eine stattliche Anzahl größerer Romane, von denen hier nur „Das Mädchen von Santi Quaranta“, „Wenn Frauen lieben“, „Im Drange der Welt“ und der realistisch frische, prächtige Sport-Roman „Bona fide“ genannt werden sollen. In allen diesen Erzählungen offenbart sich ein ausgeprochenes Schilderungstalent, Welt- und Menschenkenntniß, Humor und Geist. Wie tief Zedtwitz in das Leben der Seele einzudringen weiß, zeigt auch die in der heutigen Nummer unseres Blattes veröffentlichte kleine Skizze „Goldene Thränen“, ein anspruchloses Genrebild, das aber gerade um seiner schlichten Naturwahrheit willen doppelt wirkt. — Ewald von Zedtwitz wurde am 23. Januar 1840 geboren und im Cadetten-Corps erzogen. Seine lustige Lieutenants-Zeit hat er in zahlreichen Humoresken selbst geschildert; er kämpfte mit in den Feldzügen von 1864, 1866 und im Kriege gegen Frankreich, wo er bei Mars-la-Tour schwer verwundet wurde. In Folge dieser Verwundung reichte er späterhin seinen Abschied ein und widmete sich nun ganz der literarischen Karriere, in der er binnen Kurzem schöne Erfolge errang. Seit Jahren hat er, in glücklicher Ehe lebend, sein Heim im stillen, poetischen Gut, der Vaterstadt Webers, aufgeschlagen.



E. von Wald-Zedtwitz

Erzherzogin Marie Valerie und Erzherzog Franz Salvator von Oesterreich. Siehe die Portraits, Seite 20. — Schon in der vorletzten Nummer dieses Blattes konnten wir unseren Leserrinnen von der Verlobung Mitteilung machen, welche am österreichischen Kaiserhofe die Freude des Weihnachtsabends erhöhte. Unsere heutige Nummer schmückt die Portraits des erlauchten Brautpaares, denen wir einige biographische Notizen beifügen. Erzherzogin Marie Valerie, das jüngste Kind des österreichischen Herrscherpaares, ist am 22. April 1868 in der Königsburg zu Oden geboren. Unter dem Einflusse der sorgfältigsten Erziehung konnten sich alle Talente des hervorragend beanlagten Fürstentandes zur herrlichsten Blüthe entfalten. Mit lebhaftem Interesse verfolgt Erzherzogin Marie Valerie die neuen Erscheinungen der Literatur; als häusliche Beschäftigung des Buzhtheaters steht sie mit Vorliebe klassische und ernste Stücke, und zu festlichen Veranlassungen verläßt sie sich selbst als Verfasserin von Gelegenheits-Stücken, die im Kreise der kaiserlichen Familie von Mitgliedern der ersten Aristokratie dargestellt, der fürstlichen Dichterin lebhaften Beifall eintrugen. Von

ihren lyrischen Gedichten drangen einige in die weitere Oeffentlichkeit, und sie alle athmen eine starke Liebe für die Schönheiten der Natur und ein tiefes Gemüth. Von dem Besten hat Erzherzogin Marie Valerie auch zahlreiche praktische Beweise abgelegt, indem sie überall dort helfend eintrat, wo es Roth zu lindern, Bedrängten zu helfen galt. Erzherzog Franz Salvator, der fürstliche Kaiserthronerbe, dem das Glück zu Theil geworden ist, die liebliche Kaiserthronerbin heimzuführen zu dürfen, entstammt der Seitenlinie Habsburg-Lothringen-Toscana. Er ist ein Neffe Ferdinands IV., des letzten Großherzogs von Toscana, ein Sohn des Erzherzogs Carl Salvator und der Erzherzogin Maria, einer Tochter des Königs Ferdinand II. beider Sizilien. Am 21. August 1866 geboren, sechs Jahre nach der Vereinigung des Großherzogthums Toscana mit dem Königreich Sardinien, ist Erzherzog Franz Salvator in Wien erzogen und macht gegenwärtig als Oberleutnant eines Kavallerie-Regiments den cursus der Kriegsschule in Wien durch, die der deutschen Kriegs-Akademie entspricht. Man rühmt dem lebenswürdigen und eleganten Fürsten außergewöhnlich militärische Befähigung nach, sodas derselbe voraussichtlich noch einmal berufen sein dürfte, eine hervorragende Rolle in der österreichisch-ungarischen Armee zu spielen.

Holländische Fischerin. Von J. Weber. Siehe das Bild, Seite 21. — Das harte, mühsame Leben, welches die holländischen Küstfischer führen, wird von ihren Frauen getheilt. Fahren sie auch nicht mit hinaus auf das braunende Meer, wenn die Bote auf den Fang gehen, so müssen sie doch fleißig mitschaffen, sobald die Bote wieder an Land stoßen. Da gilt es die Bote zu bergen und für den Verkauf zuzurichten. Aber schlimmer noch als die harte Arbeit ist die stille Erwartung, wenn die Männer sich draußen auf See befinden, das Wetter umschlägt und der Sturm das Meer aufwühlt, sodas man wohl zittern muß für Diejenigen, welche draußen sind. Aber trotzdem trägt die holländische Fischerin den Nacken stolz und sie liebt das Meer, wie etwas, von dem sie nicht lassen kann. Es kommt selten oder niemals vor, daß eine holländische Fischerstochter einen Anderen als einen Fischer zum Gatten wählt, und hätte sie Vater und Brüder auf dem Meere verloren, sie kann sich doch nicht von der See trennen, bei deren Raufen sie groß geworden ist.

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Smirna-Technik. — Es ist eine bekannte Thatsache, daß es unmöglich ist, zwei vollkommen gleiche, echt orientalische Teppiche zu finden, aber es dürfte nicht allen unseren Leserrinnen aufgefallen sein, daß auch ein und derselbe Teppich nicht in allen seinen Theilen vollkommene Gleichheit in Bezug auf Farben-Vertheilung zeigt, trotzdem sein Dessin den Eindruck vollständigster Symmetrie, — nicht nur in Bezug auf Zeichnung, sondern auch in Hinsicht der Farbengebung, — zur Schau trägt. Zur Lösung dieses Geheimnisses glauben wir im Morgenlande einen so einfachen Schlüssel gefunden zu haben, daß er geeignet ist, jeder Frau ein neues Feld der Thätigkeit mit längst gewohnten Mitteln zu erschließen und einer wohlbekannten Bethätigung einen neuen Reiz abzugewinnen.

Betrachten wir nämlich ersten Blickes die Zeichnungen der orientalischen Teppich-Arbeit, so wird es uns trotz der großen Mannigfaltigkeit der angewendeten Formen doch nicht schwer werden, sie alle als einem System angehörig zu erkennen. Gewiß lassen sie sich zunächst auf eine bloße Rahmen- (Vordüren-) und Felder-Eintheilung zurückführen, in welche dann im freien Spiel der Phantasie allerlei kleine, regelmäßige, vier- bis achteckige Figuren, welche wieder dieselbe Felder-Eintheilung zeigen, eingestreut werden. Nur bei den dem Persischen verwandten Mustern, geht der das Dessin schaffende Künstler weiter und setzt noch Thier- und Blumenformen hinzu, die aber in ihren Formen fest an der geraden Linie haften bleiben.

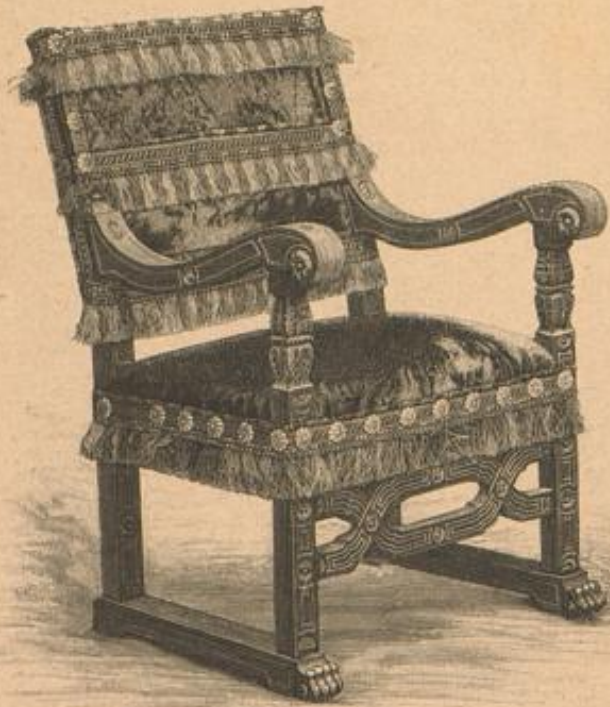
Beim Festhalten an dem hier erwähnten und gewiß sehr einfachen System der Zeichnung entsteht im Rahmen der ganzen Decke eine symmetrische Eintheilung, und diese macht es unmöglich, daß bei der weiteren Ausschmückung die einmal festgesetzte Ordnung wieder verloren gehe.

Und ganz so wie an der Zeichnung erkennen wir dies grundlegende Princip in der Farbengebung. Jedes Feld, jeder Rahmen erhält eine einzige Farbe, und zwar so, daß diese zu ihrer Nachbarin sich vollständig in Gegensatz stellt, nie eine Nuance zu ihr bildet; wir werden also nie schattirte Formen finden. Dieses Princip tritt besonders deutlich dadurch hervor, daß die Grundlinien des Dessins fast ausschließlich in Schwarz, selten in Weiß oder einer anderen Farbe durch das ganze Klein-Muster gezogen sind, und daß die einzelnen farbigen Felder sämmtlich schwarz gerändert erscheinen.

Verüßichtigt man noch, daß es vorzüglich die sogenannten einfachen Farben, roth, blau, gelb, grün, weiß und schwarz sind, welche in Anwendung kommen, und daß dieselben, in welcher Ordnung immer neben einander gestellt, sich in ihrer Wirkung nie beeinträchtigen, so ist es ganz begreiflich, daß selbst der Farbenunkundige hier einen auffallenden Fehler in der Farbengebung gar nicht machen kann. Des Weiteren geht aber daraus hervor, daß es auch für Jedermann ein Leichtes sein muß, solche Muster sich selbst herzustellen, somit auch die Möglichkeit geboten ist, sich von dem schablonenhaft Dergebrachten zu emancipiren und seiner eigenen Individualität Rechnung zu tragen.

Zu diesem Zwecke wird man bloß nöthig haben, den Canवास mit schwarzen Fäden in Rahmen zu theilen, diese durch kleine, vielleicht drei bis vier Kreuze umfassende Streifen zu trennen und das übrig bleibende Mittelfeld entweder als Spiegel einfarbig zu lassen, oder in dasselbe eine ebenfalls geradlinige Mittelfigur oder symmetrisch vertheilte Blumen-Motive zu setzen.

Sind für das ganze Teppichmuster die Grundlinien der Rahmen und Felder, und nur diese, in Schwarz vorgezogen, so ist damit auch schon Alles gethan, was als bindende Richtschnur für die Weiterarbeit zu gelten hat. In dieses contou-



Armstühle

in Eichenholz mit kupferfarbenem Seidenplüsch-Überzug, entworfen und ausgeführt von Otto Feltsche, Meister für Kunstgewerbe in München.

rierte Neg hat die Knüpferei in ganz freier Wahl ihre farbigen Fäden zu knüpfen und auf nichts weiter zu achten, als daß der Grundton der Rahmen und Felder in den ihnen einmal zugewiesenen Farben consequent durchgeführt werde.

Das Knüpfen geschieht reihenweise am leichtesten, denn so oft die fleißige Hand an die schwarz bezeichnete Grenze gelangt, zeigt ja das Muster selbst, ob es sich um ein eingestrentes Detail oder den Grundton des Hauptfeldes handelt. Bei den in die Vordrägen eingestrenten Dessin-Formen kann sogar vom Grundprinzip der Farbengebung abgewichen, und es können selbst Schattierungen einer und derselben Farbe angewendet werden, ohne daß man eine Störung in der Gesamtwirkung zu fürchten braucht; ja, man erreicht oft durch Fehler in dieser Richtung geradezu reizende Zufälligkeiten.

Handelt man in dieser Art die Smyrna-Technik, so wird sie, wie das Knüpfen eines Blumenstraußes, eine stets anregende, das Gemüth erfrischende, die Schaffenslust reizende Beschäftigung sein, und selbst wenn sie zur Leidenschaft wird, — und sie kann es werden! — übt sie doch immer einen geistig fördernden Einfluß auf den Arbeitenden aus. Berücksichtigt man aber noch, daß die durch Smyrna-Technik hervorgerufenen Rissen an Weichheit und Dauerhaftigkeit, die Teppiche da-



Italienischer Spinnowagen und Spindel

mit Holzschnecke und gemalten Sprüchen. Ausgeführt von G. Wunder in Berlin N. Eulenstr. 127.

gegen an Wärmehaltung und Annehmlichkeit Alles überbieten, was mit ihnen in dieser Hinsicht concurriren will, so glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir dieser Technik eine neue Aera erblicken sehen, — sobald nur einmal das Licht, das sie aus dem Osten mitgebracht, auch dem Westen in voller Klarheit und Wärme aufgegangen ist!

Das Einzige, was vielleicht manche Leserin gegen diese Arbeiten einwenden könnte, wäre die Kostspieligkeit derselben in Folge des Mehrverbrauchs von Material. Allein auch dieser Einwand hat nur scheinbar eine Berechtigung, denn die Wolle zu einer regelrechten Torba oder Eiselstabe, also zu einem gewiß schon großen Kissen, stellt sich nicht höher als auf vier Mark, selbst wenn man ein Widelholz von acht Centimeter Umfang nimmt, also eine Fadenzahl, die ungemein leicht zu knüpfen ist. Bei einer Arbeitszeit von sechzehn Stunden ergibt sich somit für jede Stunde ein Materialverbrauch von fünfundsiebzig Pfennigen, und da kann wohl, mit Rücksicht auf die praktische, angenehme, das Heim verschönernde Verwendung der Arbeiten, von einer allzu großen Kostspieligkeit nicht gesprochen werden. Dazu kommt noch, daß solche nur in Schwarz vorgezogenen Arbeiten selbst von halberwachsenen Kindern ausgeführt werden können. Der schaffensgierigen Kindesseele eröffnet sich damit ein Gebiet ästhetisch bildender und Erfolg versprechender Betätigung, und es können dadurch die kleinen Töchterchen in die Lage versetzt werden, ihre sie verzehrenden Väter und Onkels in lebenswürdiger Revanche selbst durch Bewöhnung und Verweichlichung zu verzehren, — somit auch einem Herzensbedürfnis der Frauenseele Rechnung zu tragen.

E. Zechner.



Rohdruck auch im Einzelnen verboten.

Speisezettel für die kaiserliche Tafel im Schlosse zu Berlin, am Neujahrstage 1889.

- Reishe Austern.
Krautbrühe mit grünem Spargel.
Kästchen mit Parmesan-Auflauf.
Lachsfilets mit beamer Sauce.
Rindstende mit Madeira.
Rehschnitte mit Kastanienmüß.
Zooleier der Salzwürker Bruderschaft.
Französische Vögel, Salat, eingemachte Früchte.
Gemeiner Kuchen mit Pflauchen.
Käseschnitte.

Am diesjährigen Neujahrstage war es das erste Mal, daß ein für die kaiserliche Tafel bestimmter Speisezettel, abweichend von der bisherigen Sitte, mit deutscher Benennung der Speisen erdient. Mit dem Worte "Sauce" allein vermochte man noch nicht zu brechen, das alte deutsche "Tunke" klingt unseren Ohren gar zu ungewohnt. Dem guten Beispiele folgend, wollen auch wir uns von nun an bemühen, möglichst alle Fremdwörter zu vermeiden, die sich gerade in den der Küche eigenen Ausdrücken fast ausnahmslos eingebürgert hatten.

1351. Kästchen mit Parmesan-Auflauf. Zu 1/4 Liter Milch quirlt man zwei Eßlöffel Mehl klar, zerläßt in einer Casserole einen Eßlöffel guter Butter, giebt die Milch hinzu und bringt sie unter beständigem Rühren zum Kochen. Nun zieht man die Casserole vom Feuer, giebt 4 Eier und 70 Gramm geriebenen Parmesankäse in die Masse, füllt diese in kleine Papierkasten und bäckt sie in mäßig heißem Ofen etwa eine Viertelstunde. — Wir wollen bei Angabe dieses "Zwischengerichtes" nicht verfehlen, darauf aufmerksam zu machen, daß in neuester Zeit allerliebste Geschirre aufgetaucht sind, die sich an Stelle der Papierkasten zum Anrichten ähnlicher Speisen sehr empfehlen. Abgesehen von den zu dem beliebten Weisner Zwiebelmuster passenden Porzellan-Belegchen, giebt es auch ähnliche kleine, einfache Fayence-Kästchen und eben solche von Nidel, die sehr hübsch sind.

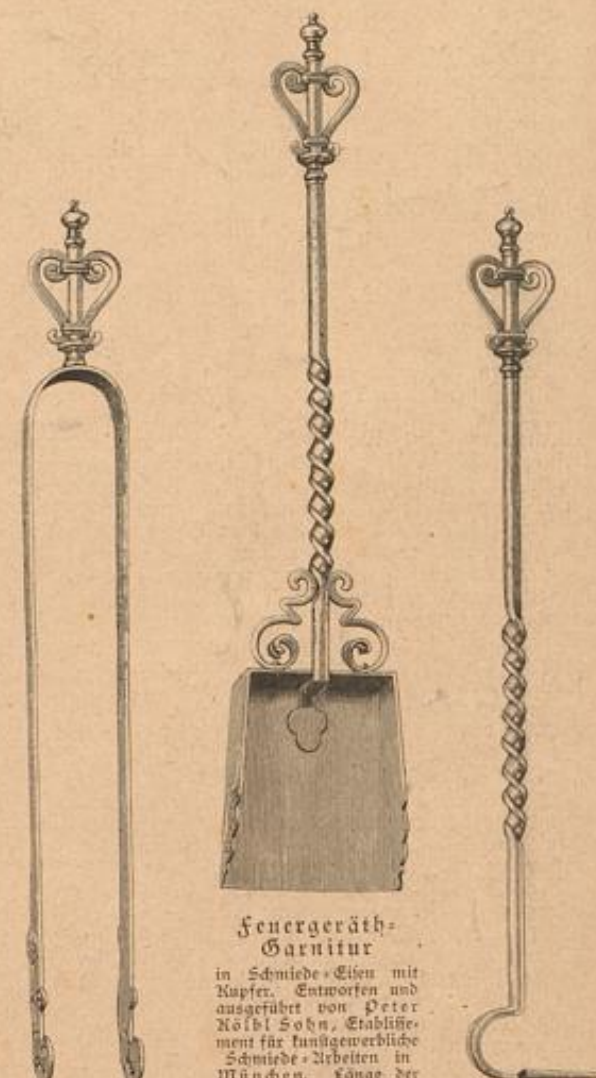
1352. Rehschnitte mit Kastanienmüß. Man benutzt zur Herstellung dieser Schüssel meist den Rehrücken, dessen beide Fleischstücke in einem Stücke vom Knochen gelöst, in schräge, etwa 1 Cent. dicke Scheiben geschnitten, leicht getrocknet, gesalzen, und mit einem seitwärts eingestekten, abgeputzten Rippenknochen, ähnlich wie eine Cotelette, versehen werden. Verwendet man eine Rehschule, — die aber von einem jungen Thiere sein muß, — so löst man die Muskeln einzeln aus, häutet sie und bereitet sie in gleicher Weise vor. Den Abfall des Fleisches kocht man, weßt den Knochen und Wurzelwerk, zu einer kurzen Brühe ein, läßt diese durch ein Sieb und rührt sie mit einem Eßlöffel Schwitzmehl, einem Glase Rothwein, einem Glase Madeira, etwas Cayenne-Pfeffer und ein wenig Zucker zu einer feimigen Sauce, der man noch einige in Scheiben geschnittene Trüffel hinzufügen kann. Die Rehschnitte selbst brätet man in höchstens zwei Minuten auf beiden Seiten in Butter saftig gar, schiebt sie in der Mitte einer länglichen Schüssel, — eine Schmitte zur Hälfte auf der anderen liegend, — auf, giebt die Bratbutter zu der fertigen Sauce und füllt sie über das Fleisch. Das zu beiden Seiten angerichtete Kastanienmüß bereitet man von 1 Kilo Kastanien, von denen man eine jede an der Spitze mit einem Kreuzschnitt einkratzt und sie so lange in kochendem Wasser liegen läßt, bis die Schalen sich abblößen lassen. Mit etwas Fleischbrühe, Salz und Zucker weicht gelocht, streicht man sie durch ein feines Sieb, giebt einen Theelöffel Fleisch-Extract, ein Stück Butter, etwas Brühe oder auch Sahne hinzu, läßt das Müß unter beständigem Rühren auf dem Feuer heiß werden, streicht es, — auf die Schüssel gefüllt, — mit einem Messer glatt, und verzehrt es durch Einkerbungen mit demselben.

1353. Gemeiner Kuchen. 200 Gramm Butter werden mit 6 gelben und 2 ganzen Eiern, 200 Gramm Zucker, der abgeriebenen Schale einer Citrone schäumig gerührt, dann mit 125 Gramm gehäuteten, feingestohlenen, süßen Mandeln, 200 Gramm Mehl und einem Eßlöffel Rum vermischt. Auf einem Backblech zu einer etwa halbhingerdicken Platte ausgebreitet, umgiebt man den Teig, um ein Auseinanderlaufen desselben zu vermeiden, mit einem starken

Papierstreifen, dessen Enden mit ein wenig Mehlkleister zusammengelebt werden. Hat der Kuchen, bei mäßiger Ofenhitze, eine schöne, hellgelbe Farbe bekommen, so nimmt man ihn heraus, schneidet ihn in kleine, länglich viereckige Stücke oder schiebt ihn mit einem halbmondsformigen Blech-Ausstecher aus. Erstarrt, werden die einzelnen Stücke mit einer schmelzenden oder auch Gineisch-Glasur bestreut, wie solche bereits wiederholt angegeben wurden, und müssen so trocken, können dann aber nach Belieben mit eingemachten Früchten verziert werden.

1354. Käseschnitte. An Stelle der in den letzten Jahren sich allgemeiner Beliebtheit erfreuenden gemischten Schüsseln mit Käse, Brod &c. bietet man seinen Gästen neuerdings fertig bereitete Schnittchen, zu denen man englisches, einen Tag altes Weißbrod, Pumpernickel und die verschiedensten Käse-Arten verwendet. Brod und Pumpernickel werden in ganz feine, gleichmäßig große Scheiben geschnitten, mit Butter bestreicht und mit Käse belegt. Eine jede Schmitte besteht aus zwei Weißbrodstücken, in deren Mitte Pumpernickel und zwei Lagen Käse liegen. Die obere Seite wird dick mit Butter gestrichen und mit einem Messer gleichmäßig kreuzweise eingelebt.

Cheese toasts. Man reibe 100 Gramm Gloucester Käse, vermische ihn mit 2 Eidottern, 150 Gramm fein geriebenem Weißbrod, 100 Gramm Butter und rühre ihn mit einem kleinen Theelöffel englischen Senf, etwas Cayenne und Salz tüchtig durch. Mit dieser Masse bestreicht man nun feingeschnittene und geröstete Brodscheiben ziemlich dick, stelle sie, — bedeckt, — in den Bratofen, bis sie heiß sind; dann entferne man den Deckel, lasse sie schön goldbraun werden und gebe sie so heiß als möglich auf den Tisch.



Feuergeräth-Garnitur

in Schmiede-Eisen mit Kupfer. Entworfen und ausgeführt von Peter Köhl Sohn, Etablissement für kunstgewerbliche Schmiede-Arbeiten in München. Länge der einzelnen Stücke 65 Cent.



Rohdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Wohnsitz. — Eine Familie der besseren Stände wünscht ihren Wohnsitz zu verändern. Welche Stadt ist zu empfehlen in Bezug auf windgeschützte Lage, schönen Sommer und nicht zu theuere Lebensmittel- und Wohnungspreise? Gymnasium muß im Orte sein. Abonnent in G.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Zeilenabtheilungen hinter dem Schlagwort hin.)
Farbengeruch bunter Mattungsgardinen (XV, 160). — Nach meiner Erfahrung verliert sich der Farbengeruch bunter Mattungsgardinen bald. Ich empfand vor einiger Zeit denselben Uebelstand und suchte mir nur durch fleißiges Lüften und im Anfang einige Mal durch Zerhäuben von Nadeln, Waldduft-Abhänge zu schaffen. Frau Elisabeth in G.

Eingemachte Früchte (16). — Vielleicht ist die Gährung durch die Beschaffenheit der Früchte oder des Zuckers, vielleicht auch durch den Standort des Eingemachten hervorgerufen worden. Doch läßt sich der Schaden meist bald wieder gut machen. Durch einen neuen reichlichen Zusatz von Zucker und etwas Franzbranntwein, sowie durch fleißiges Umschütteln oder vorsichtiges Umrühren mit einem neuen Holzlöffel wird die eingetretene Gährung wohl schnell beseitigt werden. Mir wenigstens ist in Rum oder Franzbranntwein eingemachtes „russisches Compot“ nie verdorben. F. G. in Straßburg.

Zu dieser Nummer gehört ein Weiblatt, ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.